

# GERMAN RESOURCES ON THE MARIANA ISLANDS DIGITAL LIBRARY

*compiled by Dirk HR Spennemann*

**611. Hartwig, Georg. 1861. *Die Inseln des großen Oceans in Natur- und Völkerleben*. [The islands of the Pacific Ocean in natural history and ethnography]. Wiesbaden: C. W. Kreidel's Verlag.**

The chapters (n° 31–33) on the Marianas discuss the European observations derived from Kotzebue, Chamisso, Anson and other sources. General account reflecting the state of knowledge in the 1860s.

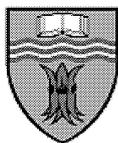
---

Source of Annotated Bibliography Entry:

Dirk H. R. Spennemann (2004) *An Annotated Bibliography of German Language Sources on the Mariana Islands*. Saipan, Commonwealth of the Northern Mariana Islands : Division of Historic Preservation. ISBN 1-878453-71-8.

The German Resources on the Mariana Islands Digital Library is a project jointly supported by:

**CHARLES STURT**  
UNIVERSITY



The Johnstone Centre,  
Charles Sturt University,  
Albury, Australia



Northern Mariana Islands  
Council for the Humanities,  
Saipan, CNMI



Historic Preservation  
Office,  
Saipan, CNMI

Die  
**Inseln des großen Oceans**

im

**Natur- und Völkerleben**

dargestellt

von

**Dr. Georg Hartwig,**

Verfasser von „Die Tropenwelt“, „Der hohe Norden“, „Das Leben des Meeres“

Mit vier Abbildungen in Festsdruck und drei Karten.

Wiesbaden.

C. W. Kreidel's Verlag.

1861.

Berlin.  
F. Schneider & Comp

Wien.  
F. Gerold's Sohn

Auch Kadu, Chamisso's Freund, der auf Pelew gewesen, fällt ein sehr ungünstiges Urtheil über deren Bewohner, und rügte besonders ihre schamlose Sittenlosigkeit. Ein Spanier, den Chamisso in Cavite sprach und der neun Monate auf den Palaos zugebracht hatte, gab den Insulanern sogar Schuld Kannibalen zu sein, und gönnte ihnen von Menschen kaum die Gestalt.

Da seit Wilson die Engländer, Spanier und Amerikaner die Palaos unausgesetzt besuchen, und der Trepanng fortwährend auf den Riffen für den Markt von Canton gesammelt wird, schreibt Chamisso die spätere Verderbtheit der Insulaner, im Gegensatz zu ihrer früheren Gastlichkeit, dem häufigeren Verkehr mit Europäern zu; da aber schon der Pater Cantova 60 Jahre vor Wilson sie als nackte Kannibalen schildert, welche von den östlicheren Carolinern mit Abscheu als die Feinde des Menschengeschlechts bezeichnet wurden, scheint es sehr wahrscheinlich, daß nicht viel mehr an ihnen zu verderben war.

---

### Einunddreißigstes Kapitel.

#### Die Marianen.

---

Guajan. — Wuchernde Vermehrung der *Limonia trifoliata* — und des eingeführten Hirsches. — Einheimische Vögel. — Fische. — Der Riesenroche. — Die alten Marianesen oder Chamorros. — Aristokraten und Plebejer. — Baukunst. — Münzen aus Schildkrot. — Töpferkunst. — Erbfolge. — Die Dulitao.

---

Die vulkanische Gruppe der Marianen besteht aus dreizehn Inseln und einige Farallons, wie die reiche spanische Sprache kleine Gilande mit senkrecht abschüssigen Ufern nennt. Von Norden nach Süden in langer Reihe verlaufend, und meistens durch weite Meeresstrecken von einander getrennt, sind sie offenbar nur die über die Fläche des Oceans emporstehenden Culminationpunkte einer gewaltigen Bergkette, die in unvordenklichen Zeiten der gespaltenen Erdrinde entstieg und durch fortgesetzte Ausbrüche und Hebungen zu ihrer jetzigen Gestalt gelangte. Nur noch im Norden der Kette, auf Guguan kommt das unterirdische Feuer zum Vorschein, sonst sind

überall die Krater erloschen, und auf Guajan oder Guam, der südlichsten und zugleich der größten und wichtigsten der Marianen erinnert nur noch von Zeit zu Zeit ein leises Beben der Erde an die drohenden, tief unten verborgenen Mächte.

Diese Insel, deren Oberfläche nach Freycinet etwa 153 Quadratseemeilen beträgt, besteht in ihrem nördlichen Theil aus einem mäßig hohen, ebenen, gehobenen Corallenplateau mit schroff abstürzenden Ufern; steigt aber in ihrer südlichen Hälfte zu wohlbewässerten Gebirgsmassen empor, deren hervorragende Gipfel eine Höhe von 1200 bis 1500 Fuß erreichen.

Es gab eine Zeit, wo üppige Wälder den größten Theil des Landes bedeckten, die Verheerungen des Feuers haben jedoch den Urforst bis auf die höherliegenden Gegenden ausgerottet, und die ursprüngliche Vegetation durch eine neue ersetzt. Wo nun einbürmige Steppen über die sonnverbrannten Ebenen und Hügel sich hinziehen, hat namentlich die stachelichte *Limonia trifoliata*, der nicht mehr Einhalt zu thun ist, da die Vögel, welche deren saftige rothe kirschgroße Beeren lieben, überall die Samenfrüher zerstreuen, sich wuchernd vermehrt, und bildet mit andern größtentheils eingeführten Pflanzen, wie der Guayave, die auch hier wie auf Tahiti sich breit macht, ein undurchdringliches Gestrüpp.

Im Urwalde kommen unter andern vier wilde Abarten des Brodbaums vor, die dem östlichen Polynesen unbekannte Kohlpalme, (*Areca oleracea*) verschiedne Wolfsmilch- und Apocinenarten, eine Daphne, die den einheimischen Namen Diebesstreck führt, weil ihre zähen, um die Fußknöchel gebundenen Aeste zum Erklimmen und Berauben der Cocospalmen benützt werden, eine Eugenia, deren eisenhartes Holz zu eingelegeten Arbeiten sich gut verwenden ließe, und drei Feigenarten, an deren Früchten Menschen und Vögel sich laben.

Die *Mimosa scandens* mit ihren holzigen oft armsdicken Stengeln, die stachelige *Dioscorea*, die namentlich der trockenen Bergabhänge sich bemeistert, und eine Menge anderer Lianen schlingen sich um die Bäume des Waldes, auf deren Zweigen Orchideen und andere Parasiten sich anklammern.

Überall wo die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens durch die belebende Kraft des Wassers begünstigt wird, ist die Vegetation der Marianen nicht minder üppig als auf den bevorzugtesten polynesischen Inseln. Wie reichlich würde hier die mütterliche Erde den Fleiß des Menschen lohnen, wo der Mais 15 Fuß hoch wächst, und das Reiskorn sich verhundertfacht; wo das

Zuckerrohr in fünf einheimischen Arten von selber sprießt, und die Baumwollenstaude sich so wohl fühlt, daß sie auf Tinian ganze Berglehnen mit ihrem weißen Flaum überzieht, wo die Hanfbanane (*Abaca*) sich so schnell vermehrt, daß der einjährige Stamm über zehn Pfund Fasern liefert; wo der Brodbaum und die Cocospalme, die Igname und der Taro auf's herrlichste gedeihen; und der einheimische Sagobaum (*Cycas circinalis*) dem Menschen fast ohne alle Arbeit die Gabe seines nahrhaften Markes spendet?

Aber ein träges nachlässiges Geschlecht, durch Despotismus und Uberglaube gedrückt, läßt die Gaben der freigebigen Natur unbenutzt verkommen, und verbringt in fauler Gleichgültigkeit ein Leben, welches durch eintigen Fleiß und von einer besseren Regierung begünstigt, sich so leicht verschönern und veredeln ließe.

Außer der auf allen Inseln der Südsee so allgemein verbreiteten Ratte ist ein fliegender Hund (*Pteropus Kerandreu*) das einzige ursprünglich einheimische Säugethier. Man staunt diesen Flatterer, der gewöhnlichen Nacht- und Dämmerungsliebe seines Geschlechts ungetreu, bei hellem Tage in vollem Sonnenschein umherfliegen zu sehen. Er schwebt nach Art der Raubvögel und haft sich, wenn er ausruhen will, an Bäumen oder Felsen. Die Marianesen essen sein Fleisch, trotz dessen unangenehmen Geruchs.

Die Spanier haben außer unsern gemeinen Hausthieren auch noch aus den Philippinen eine kleine Art Arishirsch eingeführt, die sich auf den Savannen und im wilden Gestrüpp unglaublich vermehrt hat, so daß die bei Guajan anlegenden Schiffe fast kein anderes Fleisch genießen. Dieser Hirsch hat ein wenig entwickeltes Geweih und ein schwärzliches rauhes Fell. Wenn er bis zum Strande verfolgt wird, wüßt er sich in's Meer und schwimmt mit außerordentlicher Schnelligkeit und Kraft, den langen Hals bis zur Brust über dem Wasser haltend. In seinem Schrecken stürzt er sogar in die wüthende Brandung hinein, die ihn mit ihren gewaltigen Fluthen übergießt.

In den Wäldern wird das Leben des armen Thieres durch eine Legion von Insekten verbittert, welche ihre Larven in dessen Haut niederlegen, und sie mit ekelhaften Geschwüren bedecken. So sehen wir auch hier Widerwärtigkeiten und Plagen an den Genuß der ungebundenen Freiheit geknüpft.

Die friedlichen Vögel sind um so zahlreicher auf diesen kleinen Inseln, da der Mensch sie nur selten verfolgt. Besonders bemerkbar macht sich die schöne Kurukuru Taube, die wegen ihres grünen mit gelb gemengten Ge-

fieders und purpurner Haube für einen Papageien gehalten werden könnte, der aber nirgends auf den Inseln lebt. Sie kommt in erstaunlicher Menge in den Wäldern vor, wo ihr melancholischer Ruf dem Wanderer wie ein menschlicher Klage laut ertönt, oder wie die Stimme des Genius der Inseln, trauernd und seufzend über deren trübseligen Verfall.

Außer einigen anderen Taubenarten bewohnen auch noch Fliegenfänger und Amseln den Forst. Zwischen den breiten Blättern der Palmen halten sich rothe und schwarze Suimanga auf und pumpen den zuckerhaltigen Saft der Blüten, während in den dichten feuchten Gründen die Titliralle einherstreifet.

Der den Marianen eigenthümliche huhnähnliche Sassegniat, (*Megapodius La Perouse*) zu derselben Vogelfamilie wie der prachtvolle australische Keiervogel gehörend, aber ohne dessen herrlich geschmückten Schwanz, lebte früher in großer Menge auf Guajan und Rota, wo er sogar als Hausvogel gehalten wurde. Jetzt ist er jedoch auf diesen beiden Hauptinseln völlig verschwunden, und kommt nur noch höchst selten in den Dickichten Tinians vor. So hätten wir auch hier ein interessantes Beispiel von den Umwälzungen, welche der Europäer auch in der Thier- und Pflanzenwelt der Länder hervorbringt, die er seiner Herrschaft unterjocht, und wie sein Erscheinen auch noch für andere Geschöpfe außer dem Menschen verderblich wird.

Außer der eßbaren Schildkröte, die häufig die unbewohnten Gestade aufsucht, und der selteneren *Testudo imbricata*, welche das kostbare Schildpatt liefert, erzeugt das marianische Meer eine Menge vortheilhafter Fische. So wie an unsern Küsten der Sprott, so erscheint hier in unzähligen Legionen, doch nur für wenige Tage, der dritthalb Zoll lange Magnahaf (*Amphacanthus argenteus*) Man beeilt sich die flüchtige Erscheinung zu benugen und einen Vorrath zu sammeln, der entweder an der Sonne getrocknet oder gesalzen wird. Ferner gehört der unserer Makrele sehr ähnliche hatchouman zu den beliebtesten Seefischen, und die Bäche sind reich an Aalen, Karpfen und Barben, welche letztere auch im Meere gefischt werden.

Ein ungeheurer über 100 Pfund wiegender Rochen (*Raia quinque aculeata*) dessen dunkel braune Haut mit runden himmelblauen Flecken übersät ist, zeichnet sich durch die fünf langen widerhaftig gezähnten und nach den Seiten hervorstehenden Stacheln aus, welche die furchtbare Waffe seines Schwanzes bilden, und deren Stich für tödlich gehalten wird. In den Lagunenöffnungen und in den Häfen hält sich der gefährliche Alou auf,

der eine Länge von 5 Fuß erreicht, und dessen Zähne scharf wie die einer Kage sind. Man kann sich denken, daß ein solcher Geselle das Baden nicht minder bedenklich macht wie der Hai, der ebenfalls diese Gewässer beunruhigt.

An eßbaren Crustaceen sind die Marianen reich, denn außer einer riesigen Meerkrabbe und mehreren wohlschmeckenden Flußkrebse, kommen dort auch noch der Ranglao, eine sehr große Landkrabbe, und der berühmte ostindische Beuteltkreb (Birgus latro) vor.

Wenn diese Inseln sowohl im Thier- als im Pflanzenreich eine größere Mannigfaltigkeit von Formen als die östlicheren polynesischen Gruppen darbieten; und in dieser Hinsicht bereits an Malaien erinnern, so werden sie dagegen auch reichlicher von Insektenplagen heimgesucht. Die große schwarze Ameise mit ihrem schmerzhaften Biß, die sowohl ihrer Menge als ihres Stiches wegen als Hausplage berüchtigte rothe Ameise, die widerlichen Schaben, die in unglaublicher Anzahl vorkommen, die Moskitos, der giftige Tausendfuß, der in das Ohr des schlafenden Menschen kriecht und dadurch die gefährlichsten Zufälle hervorbringt, die Wanze, die vielleicht von europäischen Schiffen eingeführt worden ist, aber jedenfalls in den schmutzigen Hütten der Marianesen eine ihr höchst zusagende neue Heimath gefunden hat, und noch andere sechsbeinige Quälgeister belästigen oder berauben die Insulaner auf vielfache Weise und stören sie im süßen Genuß ihres geliebten Nichtsthuns.

---

Ein zahlreicheres, lebensfrischeres Volk, zur weitausgedehnten malaiischen Race gehörend, bewohnte zur Zeit ihrer Unabhängigkeit die Gruppe der Marianen. Der gegenwärtige Zustand der Inseln spricht ein hartes Verdammungsurtheil über die spanische Regierung aus, die während einer Herrschaft von fast zwei Jahrhunderten eine nicht unbegabte Nation bis zum tiefsten Elend herabdrückte, und unvermögend das Gute zu schaffen stets nur als Zerstörerin sich erwies. Zwar haben auch die Engländer sich manchen Frevel gegen die uncivilisirten Stämme zu Schulden kommen lassen, die ihrer Macht sich beugen mußten; zwar sind auch bei ihrer Annäherung manche Urvölker dahingeschmolzen, doch aus den Ruinen die sie machten, ist überall ein neues schöneres Leben entstanden, während nur Trümmer den Pfad des Spaniers bezeichnen.

Die Vergleichung der Marianesen, wie sie waren, mit dem wozu Unfähigkeit und Despotismus sie gemacht haben, wird, wie wir sehen werden,

nur zu sehr den Ausspruch Chamisso's rechtfertigen, der ihre Geschichte eine düstere nennt.

Dieselbe aristokratische Verfassung oder Kasteneintheilung, die noch gegenwärtig in ganz Polynesien obwaltet, herrschte auch bei den alten Marianesen. Eine tiefe unüberschreitbare Kluft trennte den Adel vom Volk, und wie auf den Sandwich Inseln zeichnete sich jener durch eine höhere Statur und bedeutendere Körperkraft vor der weniger athletisch entwickelten niedrigeren Volksklasse aus.

Den Plebejern (Mangatchongs) war das Fahren auf dem Meere untersagt; den Adelligen (Matouas) und den kleinen Landeigenthümern oder Halbadeligen (Atchaots) gehörte das ausschließliche Recht des Schiffsbaues, des Seefischfanges, der Theilnahme am Kriege.

Der Mangatchan, der an einem Matoua vorbeigegangen wäre, ohne ihn zu grüßen, würde schon dadurch den Tod verdient haben, da solches als eine Herausforderung zum Kampfe gegolten hätte, zu der der Niedriggeborene sich nimmer versteigen durfte. Der Hal, den die Adelligen verabshauten, war der einzige Fisch, der den Mangatchangs überlassen blieb, doch auch diesen durften sie nur mit der Hand ergreifen, nachdem sie ihn bei Facelschein mit Stoßschlägen betäubt hatten, denn der Gebrauch der Angel und des Netzes kam nur den privilegirten Ständen zu. Die Frauen der Matouas flochten eigenhändig aus Pandanusblättern die Wiegen ihrer Kinder und die feineren Matten, die zu ihrer Bekleidung dienten, auch behielten sie sich die Zubereitung gewisser Speisen vor, die keine gemeine Hand berühren durfte; während es den Weibern niedrigeren Standes überlassen blieb, das Lauwerk für die Piugen, die Matten für die Seegel und eine Menge anderer zu größerem Gebrauch bestimmter Gegenstände zu verfertigen. Doch auf den Marianen wie überall besiegte zuweilen der allmächtige Amor alle Vorurtheile der Geburt. So entfloß einst ein Jüngling höheren Standes mit einer reizenden Tochter des Volkes und suchte, von seiner Familie verfolgt, eine Zuflucht in den Wäldern und Höhlen des Gebirges. Endlich beschloß das Paar sich durch den Tod vor der Grausamkeit der Menschen zu retten, knüpfte sich an den Haaren zusammen und stürzte sich von einem schroffen Vorgebirge, welches durch seinen Namen „Cabo de los amantes“ (Cap der Liebenden) noch immer das Andenken ihrer treuen Anhänglichkeit bewahrt, in das darunter wogende Meer.

Eine Folge der Erniedrigung des gemeinen Mannes waren die gewöhnlichen Laster der Untertückten — Verstellung, Rachsucht, Feigheit — während Edelmuth und Wahrheitsliebe dem Adel nachgerühmt werden. Er war menschlich nach dem Siege, hielt strenges sein gegebenes Wort, und schenkte dem ebenbürtigen Gefangenen so viel Zutrauen, daß er sich mit dessen einfachem Versprechen, nicht zu entfliehen, begnügte.

Weder die unerbittliche Grausamkeit im Kriege, noch der scheußliche Kannibalkismus, der in höherem oder geringerem Grade fast alle Völker der polynesischen Welt besaßte, noch der weit verbreitete Kindermord, der sogar den Vätern und Müttern Tahiti's zur Last gelegt wurde, werden den ursprünglichen Marianesen vorgeworfen, während sie in keiner guten Eigenschaft ihren Brüdern nachstanden.

Mit amphibischer Schwimmfertigkeit spielten auch sie in der rollenden Brandung, und auf steilen Pfaden legten sie schnell und sicher lange Wege mit schwerbeladenen Schultern zurück. Nach der alten Sitte mußte der heirathslustige junge Mann erst seine Geschicklichkeit im Erklettern eines Baumes, im Lenken eines Bootes oder ähnlichen körperlichen Uebungen darthun; es galt für eine Schande in dieser Beziehung hinter den Andern zurückzustehen, und so entstand ein allgemeiner Wettstreit sich durch Kraft oder Gewandtheit auszuzeichnen.

Ferner verbanden die Marianesen eine große Lernbegierde mit glücklichen Geistesanlagen, und besaßen großes Geschick in allen Handwerken und Kunstfertigkeiten, die sich bei der polynesischen Race herausgebildet haben.

Sie waren in der Schifffahrt den tüchtigsten der Caroliner wenigstens gleich, und die noch bestehenden Ruinen auf Tinian und Sappan bezeugen, daß sie in der Baukunst den übrigen überlegen waren, da ihre Wohnhäuser auf gemauerten Säulen ruhten und aus verschiedenen Abtheilungen bestanden, während man sonst in Polynesien nur einfache Hütten findet. Die Erfindung der Münze scheint einen unermesslichen Schritt in der Civilisation zu bezeichnen, den sie allen Inselbewohnern des großen Oceans vorausgethan hatten. „An einer groben Schnur von Cocosbast“, sagt Chamisso, der diese Gegenstände nach eigener Anschauung beschreibt und nach der besugtesten Autorität, nach den bereits im vorigen Kapitel erwähnten Don Lui de Torres, dem Freunde der Indianer und dem Kenner ihrer Sitten erläutert, „sind Scheiben von Schildkröte von der Gestalt einer Knopfform aber dünn wie Papier, dicht an einander gepreßt, eingefädelt und durch

Reibung äußerlich geglättet. Das Ganze bildet eine biegsame Walze von der Dicke eines Fingers und von der Länge einiger Fuße. Diese Schnüre sollen als ein Mittel des Handels im Umlauf gewesen sein, und sie zu verfertigen und auszugeben war das Recht nur weniger Häuptlinge.

„Schildkrötenfelder von der großen Seeschildkröte sind verschiedentlich in der Mitte von einem größeren und an dem breiteren, dünneren Rande von mehreren kleineren Löchern durchbohrt oder haben nur ein einziges Loch in der Mitte.

„Wer vermuthlich im Schwimmen eine Schildkröte getödtet hatte (wohl ein schweres Wagentück) brachte ein Feld ihres Panzers dem Häuptlinge, der nach den Umständen der That und der dabei erhaltenen Hülfe die Löcher darein bohrte; je weniger derer, desto größer der Werth. Solche Trophäen sollen dann dem Eigener ein gewisses Zwangsrecht gegeben haben, sie nach hergebrachten Bräuchen gegen Anderer Eigenthum auszutauschen und in gewisser Hinsicht als Mittel des Handels und Zeichen des Werthes gegolten haben.“

Nur ein einziges Dorf auf Tinian hatte das Recht diese seltsamen Münzen, die zugleich auch als Zierath dienten, zu fabriciren. Sie gehören gegenwärtig zu den größten Seltenheiten, weil die ersten europäischen Händler, die sich auf den Marianen niederließen, sie sorgfältig sammelten um sie den Chinesen zu verkaufen.

Die Verfertigung des Tapatuches scheint unbekannt gewesen zu sein. Außer dem dürstigen Maro wurde in der Schlacht oder auf dem Meere ein Mantel oder Ueberwurf aus Pandanusblättern getragen, und ein zugespitzter Hut aus demselben leichten Material schützte den Kopf gegen die Strahlen einer übermächtigen Sonne.

Beim Fischfang auf den spitzigen Corallenriffen wurden die Füße durch Sandalen aus Palmbältern geschützt, von ähnlichem Gewebe wie diejenigen, die in den uralten egyptischen Monumenten aufgefunden worden sind.

Matten aus Pandanusblättern wurden zum Nachtlager oder bei den Mahlzeiten statt eines Tischtuches auf dem Boden ausgebreitet; zum Rauen des Betels, dessen Gebrauch bis hierhin vorgebrungen war, dienten zierlich geflochtene Dosen, und die verschiedenartigsten Körbe zeugten von der Geschicklichkeit der Frauen. Salebassen oder Flaschenkürbisse von allen Größen spielten hier eine nicht weniger wichtige Rolle als im Haushalt des Hawaiiers, und die Glieder des diesem unbekanntem Bambus waren nicht minder nütz-

lich, sei es zum Aufbewahren verschiedener Gegenstände oder zum Transport des Wasservorraths auf Reisen.

Vor den übrigen Polynesiern hatten die Marianesen die Töpferkunst voraus, die wir unter den in diesem Werke betrachteten Völkern nur bei den Fidschi Insulanern antrafen. Ohne gefirnißt zu sein, waren ihre irdenen Gefäße feuerbeständig und dienten zum Kochen verschiedenartiger Gerichte.

Wie bei den Chinesen wurde die Zeit in Tage, Monate und Jahre eingetheilt. Erstere hatten wahrscheinlich ihre besonderen Benennungen wie jetzt noch bei den Carolinern, doch sind die alten Namen gegenwärtig unbekannt. Das Jahr wurde in dreizehn Monate eingetheilt.

Das Maas der früheren astronomischen und nautischen Kenntnisse der Marianesen ist ebenfalls in Vergessenheit gerathen, doch da sie verschiedene Sternbilder zu nennen wußten, läßt sich vermuthen, daß in dieser Beziehung ihr Wissen hinter dem der Caroliner nicht zurückstand.

Ihre Sprache hatte kein Wort für die Gottheit, doch beteten sie die Antis oder Geister ihrer Vorfahren an, denen sie eine große Macht zuschrieben, und die den Beschwörungen der Makahnas, ihrer Zauberer oder Priester, günstige Winde, glücklichen Fischfang, reichliche Ernten oder die Heilung von gefährlichen Krankheiten gewährten. Die Gebeine und namentlich die Schädel der Väter wurden sorgfältig in Körben, entweder in den Wohnungen oder in besondern Gebäuden aufbewahrt.

Eine monarchische Verfassung wie auf Hawaii oder Tahiti hatte sich auf den Marianen nicht ausgebildet, sondern eine jede Insel theilte sich in eine gewisse Anzahl von einander unabhängiger Staaten, an deren Spitze stets der älteste Häuptling stand. Beim Tode des greisen Herrschers folgte ihm nämlich der älteste Bruder, Vetter oder Nefte nach, und nicht der eigene Sohn, der jedem älteren Verwandten in seinen Ansprüchen weichen mußte.

Die Frauen, die in hoher Achtung standen und im Hause unumschränkt regierten, hatten auch einen großen Einfluß in Staatsangelegenheiten, so daß eigentlich nichts ohne ihren Rath und Einwilligung geschah.

Auch hierin zeigte sich der Vorrang der Frauen, daß beim Tode des Mannes sein Vermögen der Wittve zufiel, während beim Tode der Frau deren Verwandten sich nicht nur der Güter des Mannes bemächtigen, sondern auch der Kinder, die sie ihm geboren hatte.

Die verheiratheten Frauen zeichneten sich durch ihre Sittlichkeit aus, der Ehebruch kam sehr selten vor; die Mädchen dagegen genossen eine un-

gebundene Freiheit, und die geheimen Gesellschaften der Dulitaos erinnern durch ihre Bügellofigkeit an die ebenfalls verschwundenen Arreois auf Tahiti.

So wie die Marianen durch ihre Vegetation theils an das östliche Polynestien, theils an die malaiische Insel sich anschließen, so finden wir also auch bei der Betrachtung des vormaligen Zustandes ihrer Bewohner zahlreiche Anklänge an ferne Nationen nach Ost und West.

---

#### Zweiunddreißigstes Kapitel.

### Geschichte der Marianen.

---

Entdeckung durch Magellan. — San Vitores, der Apostel der Marianen. — Der Chinese Choco Sanglai. — Hartnäckige Empörungen der Marianesen. — Don Jose de Quiroga. — Unterjochung der Rebellen auf Rota 1680. — Letzte verzweifelte Empörung durch Quiroga unterdrückt. — Verschwörung der Sträflinge. — Unterjochung der nördlichen Inseln. — Erstürmung von Agouigan. — Erschreckende Abnahme der Bevölkerung. — Ein edler Gouverneur. — Schrankenlose Macht der Statthalter. — Gegenwärtiger Zustand der Marianesen. — Hahnenkämpfe. — Die Seeforger. — Der Auszug. — Der Fischschuppenausschlag. — Der Pian. — Das Sankt Lazarus Feuer.

---

Von der Entdeckung der Islas de las Velas latinas oder der Ladronen durch den unsterblichen Magellan, (1521) ist bereits im Kapitel die Rede gewesen, welches ich der ewig denkwürdigen Reise des großen Seefahrers gewidmet.

Noch in demselben Jahrhundert wurden die Inseln öfters von spanischen, englischen und holländischen Seefahrern besucht; von Loyasa (1526), Saavedra (1528), Legaspi (1565), Cavendish (1588), Mendana (1596) und Olivier Van Noort (1600); auch pflegten schon frühzeitig die silberbeladenen Gallionen auf ihrem Wege von Acapulco nach Manilla in Guajan anzuhalten; doch diese flüchtigen Erscheinungen, obgleich nicht selten von Raub und Mord begleitet, ließen im allgemeinen das Schicksal der Marianen unberührt. Erst nachdem der fromme Pater Don Diego Louis de San

Vitores, der aus einem alten ruhmreichen Geschlecht geboren, der glänzendsten Laufbahn entsagt hatte, um sich dem Dienste der Kirche zu widmen, auf dem „San Damian“ die Ladronen besuchte, und sofort von heiligem Befehrungseifer erglühte, stieg die dunkle Sturmwolke an ihrem Horizont empor, die sich bald mit verheerender Gewalt über das unglückliche Land entladen sollte.

Doch hatte San Vitores noch manche Hindernisse zu bestiegen ehe er sein Apostelwerk beginnen konnte. Von Manilla abgewiesen, reiste er nach Spanien, wo er die Königin für seinen Plan gewann, doch trotz eines höchsten Handschreibens, welches dem Gouverneur der Philippinen befahl ihn mit allem Nöthigen zu versehen, konnte er auch diesmal nichts erlangen, und sah sich genöthigt nach Mexico zu reisen, wo endlich nach sechsjährigem vergeblichen Ringen der dortige Vicekönig ein Schiff mit Soldaten zu seiner Verfügung stellte. Als der Apostel mit den fünf Padres, die er zu seinen Gefährten gewählt hatte, im Juni 1688 auf Guajan landete, gab er der Gruppe den neuen Namen der Marianen, seiner Gönnerin, der Königin Maria Anna von Oesterreich, der Gemahlin Philipp des Vierten zu Ehren. Von den Eingebornen freundlich empfangen, war seine erste Sorge in Agania, der Hauptstadt des Landes, eine Kirche zu bauen und das Befehrungswerk unverzüglich zu beginnen. Das erste Hinderniß, worauf er stieß, war der Hochmuth der Adelligen, die durchaus nicht mit dem gemeinen Mann auf gleicher Stufe stehen wollten, und es kostete große Mühe ihnen begreiflich zu machen, daß das höchste Wesen, welches allen seinen Geschöpfen Licht und Wärme gleichmäßig spendet, es auch will, daß alle ohne Unterschied des Ranges sich des religiösen Segens erfreuen.

Bald trat auch ein gefährlicher Widersacher im Chinesen Choco Sangley auf, der 1648 von einem Sturm nach den Ladronen verschlagen, seinen heimischen Götzendienst dort predigte. Schon hatte er sich einen bedeutenden Anhang erworben, als die Ankunft der spanischen Mönche seine Pläne durchkreuzte. Es ereignete sich, daß einige Kinder bald nach der Taufe starben, und schnell verbreitete der listige Choco das Gerücht es sei die heilige Ceremonie weiter nichts, als eine heidnische Beschwörung, die mit vergiftetem Wasser vollzogen werde. Die Verläumdung trug ihre Früchte, man verzweigte die Taufe und ergriff die Waffen gegen die Spanier, die nur mit Mühe die Aufregung der Gemüther beschwichtigten. Trohdem konnte San Vitores in einem Briefe vom 15. April 1669 der Königin verkündigen, daß bereits 13000 Insulaner getauft seien.

Bis dahin hatten die Bestrebungen der Missionare nur die Inseln zwischen Guajan und Sappan umfaßt, doch nun schiffte sich Pater Morales nach dem Norden ein und entdeckte Anatajan, Sarigouan, Mamagouan, Pagon und Grigan. Schon nach einem halben Jahre hatte er 4000 Kinder und Erwachsene getauft, die freilich von der Ceremonie nur wenig verstehen konnten. „Das Verständniß wird wohl mit Gottes Hülfe nachkommen!“ mochte der gute Vater denken. Ihm folgte San Vitores und entdeckte Affongong und Mang. Nach Guajan zurückgekehrt fand er die Früchte durch eine anhaltende Dürre zerstört.

Die Makahnas oder Zauberer benutzten die dadurch hervorgebrachte Noth um den Dienst der Ahnen (antis) wieder hervorzurufen und die reuige Menge vom neuen Glauben abtrünnig zu machen. Doch gelang es dem feurigen Apostel die verirrtten Schafe zur Heerde zurückzuführen, und als bald darauf 9. Juni 1671 eine sehr willkommene Verstärkung von Soldaten und Mönchen aus Acapulco eintraf, richtete er sogar 4 neue Kirchspiele ein. Unterdessen suchten die Makahnas das Volk gegen die Fremden aufzuwiegeln, und der Häuptling Hourao, ein erbitterter Feind der Spanier, der sich bereits im Geheimen mit dem Chinesen Choco verbunden hatte, wartete nur auf die erste günstige Gelegenheit um die verhaßten Eindringlinge zu vertreiben. Sie fand sich als einige Marianesen vom ersten Statthalter der Insel, Don Juan de Santiago, wegen eines an einem jungen Spanier verübten Mordes verhaftet werden sollten und bei dem dabei entstehenden Tumult einer der Vornehmsten erschlagen wurde. Wäre der Angriff unverzüglich geschehen, so hätten die Spanier, die noch keine Festungswerke besaßen, ihm wohl schwerlich widerstehen können, doch ließ das Zögern des Feindes dem Statthalter, der zwar nur 31 Soldaten bei sich hatte, aber durch verwegenen Muth seine numerische Schwäche ersetzte, alle Zeit sich zu verschanzen und sogar den Hourao gefangen zu nehmen, wodurch indessen die Wuth der Empörer nur verstärkt wurde. Am 11. September 1671 griffen 2000 Marianesen unter Choco's Anführung die Spanier an — die Gebeine ihrer Väter vor sich hertragend — doch eine mörderische Musketensalve zeigte ihnen wie wenig sie sich auf diesen Schuß verlassen konnten. Dennoch ließen sie den Muth nicht sinken, hielten die verhaßten Fremden dicht umschlossen und beunruhigten sie Tag und Nacht — bis endlich eine Verstärkung zur rechten Zeit eintraf, und ein verzweifelter Ausfall die Insurgenten völlig in die Flucht schlug.

Hierauf wurde am 21. October 1671 der Friede unter den scheinbar mäßigen Bedingungen geschlossen, daß die Eingeborenen an Sonn- und Festtagen regelmäßig der Messe beiwohnen und ihre Kinder taufen lassen sollten, doch war die Ruhe nur von kurzer Dauer, denn schon im folgenden Jahre ward San Vitores auf einer Missionsreise erschlagen, und noch einmal sahen sich die Spanier auf den engen Raum der Festung Agania beschränkt. Diese wiederholten Empörungen beweisen wie unerträglich die Tyrannei der Spanier schon in diesen Anfangsjahren ihrer Herrschaft gewesen sein muß.

Erst nach einer Belagerung von 6 Monaten erlaubte ihnen die Ankunft des neuen Gouverneurs Don Juan de Salas mit einer Verstärkung von 30 Soldaten zum Angriff überzugehen. Siegreich drangen sie vor und trotz ihrer geringen Anzahl, warf die Ueberlegenheit der Waffen, der Taktik und der Mannszucht ihre Feinde nieder, die theils nach Rota flohen, theils auf Gnade und Ungnade sich ergaben.

Don Jose de Quiroga aus einer altberühmten gallicischen Familie, der wie Loyola seine Laufbahn als Soldat begonnen und wie jener beschloffen hatte sich der strengsten Ausübung der Religion zu widmen, schiffte sich, so wie er den Märtyrertod von San Vitores erfuhr, nach Guajan ein, welches er für den passendsten Schauplatz seines Wirkens hielt, und im Juni 1679 erreichte. Diesem ausgezeichneten Manne überließ Don Juan de Salas, den Familienangelegenheiten gebieterisch nach Spanien zurückriefen, die Statthalterschaft, doch nur nach vielen Bitten und unter der Bedingung, daß der König ihm unverzüglich einen Nachfolger ernannte, vermochte er ihn zu deren Annahme zu bewegen. Nun erließ Quiroga Gesetze um die Insulaner vor der tyrannischen Willkür seiner Soldaten zu schützen; theilte Guajan in 6 Distrikte, ließ Kirchen und Dörfer erbauen, wo er die bis dahin zerstreute Bevölkerung versammelte, und legte Straßen durch früher unzugängliche Gegenden an. Die Rebellen, die sich nach Rota geflüchtet hatten und deren Sendlinge noch immer den Geist des Aufruhrs nährten, suchte er dort auf (1680), nahm eine Menge derselben gefangen und bestrafte sie mit einer nach spanischen Begriffen wohlverdienten Strafe.

1681 erschien der neue Gouverneur Don Antonio de Saravia und wurde nach seinem zwei Jahre später erfolgten Tode von Don Damian de Esplana ersetzt. Dieser schickte 1684 den unermüdblichen Quiroga mit dem größten Theil der spanischen Besatzung nach den nördlichen Inseln um das Unterjochungsweik zu vollenden und gab dadurch Veranlassung zu einem

letzten verzweifelten Aufstande, der die Kolonie bis an den Rand des Verderbens brachte.

Am 23. Juli ziehen 60 wohlbewaffnete entschlossene Männer unter dem Vorwand die Sonntagsmesse zu hören in Agania ein. Nach beendigtem Gottesdienst vertheilen sie sich über verschiedene vorher bestimmte Punkte um überall mit einem Schlage die Spanier zu vernichten. Der Gouverneur, der nichts Böses ahnend auf dem Hauptplatze des Städtchens auf und ab geht, wird plötzlich von Djoda, dem Anstifter der Empörung, überfallen und schwer verwundet, andere bringen in die Häuser, wo sie etwa 50 Soldaten tödten, oder eilen nach dem Seminar, wo sie die Jesuiten Solorzano und Dubois erdolchen. Da erscheint ein Diener des Gouverneurs, welcher verkündet, daß sein Herr noch lebt und einen Beichtvater verlangt, und die Bestürzung der Verschworenen nimmt noch zu, als sie erfahren, daß Djoda selber seinen Verrath bereits mit dem Tode gebüßt habe und Don Damian von den ihn rächenden Soldaten nach der Citadelle gebracht worden sei. Hier sucht man in aller Eile sich zum Widerstande zu rüsten, und die Gefahr scheint um so dringender, da man erfährt, daß eine bedeutende Anzahl Meuterer von den Bergen herabsteigt, doch bald kommen auch treu gebliebene Insulaner zu Hülfe. So gab es auch zu Herrmann's Zeiten Deutsche, die es mit den Römern hielten, doch der Fluch der Geschichte und die Verachtung der Guten lastet stets und überall auf allen, die auf vaterländischem Boden mit Wort oder That, der Fremdherrschaft dienen.

Nach Djoda's Tod stellte ein anderer Häuptling sich an die Spitze des Aufruhrs, schickte Boten nach Rota, um ihn auch dort zu verbreiten, und rückte zum Angriff der Festung vor. Pater Strobach, der es übernommen Quiroga einen Brief zu bringen, ward auf Tinian erschlagen, und ein gleiches Loos traf den Pater Boranga auf Rota. Sechs Pirogen, die von dieser Insel zur Verstärkung des Aufruhrs nach Guajan kamen, verbreiteten hier das Gerücht von Quiroga's Tode, so daß die hartbedrängten Spanier auf keine Hülfe mehr rechnend schon alles für verloren hielten.

Quiroga, der sich unterdessen auf Sappan in völliger Unwissenheit des Vorgesfallenen befand, sah sich halb ebenfalls von den steigenden Wogen der Empörung bedroht. Die Corvette, die ihn herüberbrachte, wurde bei Tinian verbrannt und deren Mannschaft ermordet, während er selbst plötzlich überfallen, mit nur 37 Mann und fast ohne Lebensmittel und Schießbedarf sich gegen 800 Insurgenten vertheidigen mußte. Die Lage war bedenklich, doch

Duiroga, der wohl wußte, daß Kühnheit in solchen Fällen der beste Rathgeber ist, ging den Marianesen muthig entgegen, schlug sie in die Flucht, und verlor in einer Reihe von Gefechten auch nicht einen einzigen Mann. Eine Frau, die gekommen war um Lebensmittel zu verkaufen, wurde verhaftet und gezwungen die Spanier zum Nachtlager der vornehmsten Häuptlinge zu führen, die auf diese Weise in Duiroga's Hände geriethen. Einer von denselben ward nach Guajan mit einem Briefe an den Gouverneur gesandt, mit der Drohung die übrigen aufzuhängen, wenn keine Antwort erfolgte. Auf diese Weise erfuhr Duiroga die kritische Lage Don Damian's und eilte sofort nach Uganía, wo seine unerwartete Rückkehr den Rebellen einen solchen Schrecken einjagte, daß sie entsezt in's Gebirge flohen, und als er sie auch hier verfolgte nach den benachbarten Inseln auswanderten, wo sie sich in den unzugänglichsten Höhlen verbargen.

Doch der eifersüchtige Don Damian, weit entfernt dem rettenden Helden Dank zu wissen, trat ihm überall entgegen, verspottete ihn sowohl vor den Soldaten als den Eingeborenen und lockerte durch sein eben so treulos als unvorsichtiges Benehmen die Bande des Gehorsams, wodurch die Kolonie dem Untergange nahe gebracht wurde. Denn als er 1688 nach den Philippinen sich einschiffte unter dem Vorwande seine angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, doch eigentlich nur um den Raub der Insel in Sicherheit zu bringen, und die interimistische Statthalterschaft dem Duiroga überließ, empöbten sich die an ein zuchtloses Leben gewöhnten Soldaten, verhafteten ihren Befehlshaber und hätten ihn ermordet, wenn nicht die Fürsprache der Missionare sie an diesem Frevel verhindert hätte. Die Nachricht dieser Empörung verbreitete sich rasch über die ganze Insel, und schon war alles zum Aufruhr bereit, als der Hauptanführer der Meuterei von Neu ergriffen sich Duiroga zu Füßen warf und sofort als Pfand seiner Aufrichtigkeit seine Mitschuldigen zur Pflicht zurückrief. Der befreite Duiroga ließ sofort die kleine Anzahl der Widerspenstigen verhaften, die Schuldigsten hinrichten, die andern in Ketten nach den Philippinen bringen und stellte durch seine gewohnte Wachsamkeit und Klugheit in kurzer Zeit die Ordnung wieder her. 1690 kam Don Damian höchst unzufrieden von Manilla zurück, man hatte ihm dort seine Abwesenheit von Guajan ohne besonderen Urlaub sehr übel vermerkt, so daß er sich genöthigt sah, um der Strafe zu entgehen, das Geld zu opfern, welches er reichlich zu verzinsen gehofft. Um sich für diesen Verlust zu entschädigen, ließ er sofort nach seiner Rückkehr ein Schiff auf

Staatskosten bauen, welches er später für eigene Rechnung in Manilla verkaufte.

In demselben Jahre scheiterten zwei Schiffe aus Neu Spanien im Hafen von Merizo, wodurch die Kolonie einen Zuwachs von 20 Franziskanern und 100 Mann erhielt. Letztere hätten zur Unterjochung der nördlichen Inseln verwendet werden können, doch Damian zog es vor sie an einem zweiten Schiff für seinen Privatvorthelil arbeiten zu lassen. Es befanden sich unter ihnen eine Menge Sträflinge, welche sich verschworen den Gouverneur, dessen Hauptofficiere und die Missionare mit Ausnahme eines einzigen, dessen sie als gute Katholiken zum Beichtvater bedurften, zu ermorden, und zugleich sich der silberbeladenen Gallione aus Acapulco zu bemächtigen, die im August erwartet wurde. Die Ausführung sollte am Festtage der heiligen Rosa statt finden, aber das Nichterscheinen der Gallione brachte den Plan in Urdnung, welcher, wie es so häufig unter den Bösen geschieht, dem Statthalter verrathen wurde. Dieser, wahrscheinlich durch die eigene Gefahr angespornt, handelte dießmal ausnahmsweise mit so viel Energie und Klugheit, daß schon am folgenden Morgen die ganze Bande nach kurzem Prozeß am Galgen hing.

Den größten Dienst jedoch, den Don Damian der Kolonie erwies, war durch seinen am 16. August 1694 erfolgten Tod, wodurch Quiroga, dessen Festigkeit und Gerechtigkeitsliebe auf's höchste Noth thaten, wiederum an's Ruder kam.

Dieser veranstaltete schon im folgenden Jahre eine Expedition nach Sappan, welche die gänzliche Unterwerfung der Insel bewirkte. Dann zog er nach Tinian, welches er von den Bewohnern verlassen fand, die sich nach der kleinen Insel Aguijan zurückgezogen hatten. Diese erhebt sich hoch und steil aus dem Meere, von allen Seiten völlig unzugänglich bis auf zwei enge fast unersteigliche Schluchten. Dort hatten die Tinianeser sich befestigt, entschlossen sich bis zum Tode zu vertheidigen. Quiroga theilt seine Soldaten in zwei Parteien, da aber die östliche Schlucht zu steil war, befehlt er einen allgemeinen Angriff von der andern Seite, und muntert durch sein eigenes Beispiel den Eifer seiner stürmenden Krieger an. Die Insulaner lassen Steine regnen und Felsblöcke herabrollen, die Angreifer wanken, aber der feurige Muth des Sergeanten Juan Perez Bello und des Hauptmanns Pablo de la Cruz kennt keine Hindernisse; sie erklettern die Felswand, die andern durch das Beispiel fortgerissen, folgen, die Verschanzungen werden erreicht, genommen, und die Besiegten flehen um Gnade, die ihnen unter der

Bedingung einer Uebersiedelung nach Guajan gewährt wird. Alle nach Norden liegenden Inseln unterwerfen sich auf diese Nachricht, und auch ihre Bewohner müssen auf Quiroga's Befehl nach Saypan auswandern, um dort unter militärischer Aufsicht den Religionsunterricht zu empfangen.

Nun stand das Christenthum auf fester Grundlage da, und das Befehrungswerk schritt rüstig vor, so daß noch vor Ende des Jahrhunderts in den allein noch bewohnten Inseln — Guajan, Rota und Saypan — auch kein einziger Heide, freilich aber auch fast keine Bevölkerung mehr übrig blieb.

Denn traurig waren die Früchte, die San Vitores' Frömmigkeit und Quiroga's eiserne Thatkraft dem armen Volke brachten, und Tacitus' Wort über die Römer: „Sie machen eine Wüste und nennen es Friede“, konnte auch hier mit vollem Rechte angewendet werden.

„Ihre Freiheit liebend“, sagt Fray Juan de la Concepcion, „konnten die Marianesen kein fremdes Joch erdulden, und es ward ihnen so drückend, daß unvermögend es abzuschütteln sie lieber sich erhängten, oder auf andere Weise sich verzweifelnd um das Leben brachten. Die Weiber warfen ihre neugeborenen Kinder in das Wasser, überzeugt, daß sie durch solchen frühen Tod, der sie von Mühseligkeiten und Elend erlösete, sie glücklich und selig machten. So hielten sie die Abhängigkeit für das äußerste und erbärmlichste Elend. Eine epidemische Krankheit raffte im Anfange des Jahrhunderts die Uebriggebliebenen fast gänzlich hinweg.

Der Weltumsegler Gentil de la Barbinais, der erste Franzose, der auf Guajan landete, schildert aus dem Jahre 1716 den trostlosen Zustand der Marianesen. Trotz aller königlichen Verordnungen zu ihren Gunsten wurden ihnen von dem unersättlichen Statthalter ohne alle Vergütung die härtesten Trohdienste auferlegt. Physisch und moralisch gedrückt, nahm ihre Anzahl mit jedem Tage ab, so daß die Bevölkerung, die ursprünglich auf wenigstens 45,000 sich belief, und sogar noch zur Zeit der Eroberung auf 20,000 geschätzt wurde, 18 Jahre später auf 1500 zusammengeschmolzen war.

Um der steigenden Entvölkerung Einhalt zu thun, wurden von 1743 an alle zwei Jahre 5 oder 6 Familien aus den Philippinen nach Guajan übergesiedelt und mit allen Privilegien versehen, welche bis dahin nur spanische Kolonisten genossen hatten, doch war im Jahre 1759 das Elend so groß, daß viele Marianesen sich verzweiflungsvoll das Leben nahmen, und andere sich durch Mord an ihren Unterdrückern rächten.

Nach so vielen raubfüchtigen und grausamen Statthaltern freut man sich die Regierung der Inseln im Jahre 1771 dem edlen Don Mariano Tobias anvertraut zu sehen. Dieser führte nebst andern nützlichen Pflanzen den Mais ein, und beschäftigte sich selber mit dem Ackerbau, um den Fleiß des trägen Volkes zu wecken. Er bemühte sich auf jede mögliche Weise, ohne den dummen Stolz der Creolen zu beleidigen, den Zustand der Eingeborenen zu bessern, indem er alle Verordnungen aufhob, welche sie in ihrem Selbstgefühl kränkten. Um ihren Produkten einen Markt zu verschaffen, erwirkte er ihnen die Erlaubniß die Gallionen, die jährlich auf dem Wege von Acapulco nach Manilla in Umata einliefen, zu deren Transport nach den Philippinen zu benutzen. Leider war die Regierung dieses Menschenfreundes nur zu kurz, denn schon 1774 ward er durch einen andern Statthalter ersetzt, der das Beispiel seiner Vorgänger dem seinigen vorzog.

In seiner Geschichte beider Indien weihte der Abbé Raynal den edlen Tobias auf seine Weise zur Unsterblichkeit ein; Laperouse fand ihn bald darauf zu Manilla in den Händen der Inquisition und maß dies den Lobreden des Philosophen zu. „Mit besserer Ortskenntniß“ sagt Chamisso „bezweifeln wir jedoch, daß die Schuld dieses Unrechts lediglich dem französischen Aufklärer beizumessen sei. Die Inquisition trifft gleich dem Zufall unter den Höhen und Reichen Jeden, den nur Angaben bezeichnen, und es ist Brauch, daß die Weiber in häuslichen Mißverhältnissen den Arm des heiligen Gerichts für ihre eigene Sache bewaffnen. Die Güter der Verurtheilten fallen dem Gericht anheim und nur der arme und obscure Mensch genießt Sicherheit.“

So traurig war es noch immer trotz allen Bemühungen Don Tobias' mit dem Ackerbau beschaffen, so sehr war alle Thätigkeit erlahmt, daß die schönen Inseln nur so viel hervorbrachten als für den Bedarf der Bewohner nothdürftig hinreichte, und Mangel entstand als 1774 das Scheitern einer Kriegsfregatte mit Landungstruppen die Anzahl der Consumenten plötzlich um ein paar hundert Mann vermehrte.

Ein so tiefer Verfall scheint fast unglücklich, aber der Schlüssel des Räthsels liegt darin, daß dem Gouverneur jenes entlegenen Theils der Welt sein sechsjähriges Amt als eine Pfründe verliehen war. Er hatte den alleinigen Handel der Colonie, und stellte willkürlich die Preise. Seine Macht war schrankenlos und so groß seine Bebrückungen auch sein mochten, hatte er keinen Richter zu fürchten. So zeichnete sich Pereira, der von 1806 bis 1812 regierte, durch seine unerfüllte Habgier aus. Als er nach Manilla

zurückkehrte, folgten ihm 19 Criminalanklagen nach, doch statt der verdienten Strafe wurde der schamlose Verbrecher seiner treuen Dienste wegen mit Verdienstorden geschmückt.

Als Freycinet 1815 auf den Inseln verweilte, war der Verkehr mit Europa so selten geworden, daß mehr als ein Statthalter während der ganzen Dauer seines Amtes kein anderes europäisches Schiff zu sehen bekam als dasjenige, welches ihn brachte und wieder abholte.

Im Jahre 1818 wurde endlich das Monopol aufgehoben, welches so lange wie ein schwerer Alp auf den Marianen gelegen; einem jeden stand es nun frei zu verkaufen, wem er wollte und an der billigsten Quelle zu kaufen. Doch fand Dumont d'Urville 1839 den Zustand Guajan's noch so wenig verändert, daß alle früheren Beschreibungen desselben noch vollkommen paßten. Auf der ganzen Insel gab es keinen einzigen Kaufmann, und der einzige Vortheil, den bis dahin die Erleichterung des Verkehrs ihr brachte, bestand im Austausch ihrer Produkte gegen die Waaren der selten einlaufenden Walfänger.

So schwer hält es das eingeschlafene Leben wieder zu erwecken, wo Menschenalter hindurch der Despotismus alle Keime des Fortschrittes erstickt.

Ein stilles gutkatholisches Völklein, dessen Faulheit und Unwissenheit den äußerst denkbaren Grad erreicht, das ohne alle geistige Regung, von einer üppigen Natur in seiner Trägheit begünstigt ein reines Pflanzenleben führt — so stellen sich die jetzigen Marianesen dar. Sie kennen nicht mehr die Thatkraft weckende See, sind keine Schiffer, keine Schwimmer mehr, sie haben aufgehört Boote zu bauen. Kaum höhlen sie noch Baumstämme ungeschickt aus um innerhalb der Brandung auf den Fischfang zu gehen. Der Nachen, der D'Urville 1839 am Neujahrstage entgegenfuhr, deutete weit eher auf eine wilde Horde als auf eine europäische Colonie. Ein mit einem Ausleger versehenen langer Trog, dem kleine Schaufeln an langem Stiel als Ruder dienten — stellte die spanische Marine im Hafen von Umata dar. Er enthielt die ersten Notabilitäten des Ortes — den spanischen Padre, und den Alcalde, dessen dunkelbrauner Teint den Eingeborenen verrieth — ward aber so schlecht geführt, daß er die Schiffe nicht eher erreichte, als bis sie bereits im Hafen ihre Anker hatten fallen lassen.

Auch die alte Baukunst ist verlernt; die Häuser des Volkes sind auf Pfosten getragene Käfige von Bambusröhr mit einer Bedachung von Palmblätter. In diesen elenden Hütten, deren schmutziger Anblick traurig absticht

gegen die Pracht der umgebenden Natur, genießt der Marianese die volle Seligkeit des farniente, aus welcher nur der beliebte Hahnenkampf ihn zur Leidenschaft erweckt. Ein guter Streithahn ist der Stolz und die Lust seines Herrn, der ihn überall mit sich auf dem Arme trägt, und ihn im Wohnhause an einem Fuße gebunden, auf das sorgfältigste hält.

Diese Hahnenkämpfe sind ein Vergnügen für Sonn- und Festtage von 5 Uhr Morgens bis zum anelas. Die Sporen der Streitenden werden mit eisernen Spitzen bewaffnet. Man hält sie Kopf gegen Kopf, sucht erst ihren Zorn durch Aufhegen und Schnabelstöße gehörig zu erwecken und läßt dann die Wüthenden auf einander losgehen. Die Cigarre im Munde verfolgt der Marianese mit ängstlichem Blick die Wechselfälle des blutigen Kampfes, seinen Hahn, auf dessen Erfolg er seinen letzten Heller gewettet, flehentlich aufmunternd wann er ihn wanken sieht, feurig beklatschend wann er siegt — dann zieht er sich seelenvergnügt mit seinem Liebling zurück um dessen Wunden zu verbinden und ihn so bald als möglich in den Stand zu setzen neue Lorbeeren auf dem Wahlplatz zu erringen.

Wenn auch noch so sehr in Trägheit versunken, kann der Mensch ohne Aufregung nicht bestehen; irgend ein Ziel muß er haben, das die Eintönigkeit des Lebens unterbricht und wo sein Streben keinen edlen Zweck verfolgt, verfällt es leicht auf den grünen Tisch der Spielhölle oder den Streithahn des Marianesen.

Nach dem Volke wollen wir nun auch dessen Seelsorger betrachten. Vier Priester verrichten den Gottesdienst der ganzen Insel, die etwa 7000 Bewohner zählt; der Pfarrer der Hauptstadt Agania mit 3500 Einwohnern hat zugleich den Titel eines apostolischen Präfecten und eines Directors des Seminars. In den Gemächern des verfallenen Gebäudes fand jedoch D'Urville keinen einzigen Schüler, wohl aber eine Menge vortrefflicher Streithähne, welche die ungetheilte Sorgfalt des hochwürdigen Padre Bernardo in Anspruch nahmen. Diese Priester sind nur da um das unwissende Volk auf vielfache Weise auszufaugen, nicht um es auf irgend eine Weise zu belehren. Die Eitelkeit des einfältigen Indianers verlangt, daß bei allen religiösen Ceremonien — Taufe, Heirath, Begräbniß — der möglichste Pomp entfaltet werde; und statt unnütze Prunksucht zu bekämpfen, welcher die armen thörichten Menschen oft das Letzte ihrer Habe opfern, sucht die priesterliche Habsucht nur den größten Nutzen daraus zu ziehen. Jeder Geistliche hat einen festen Gehalt von 360 Piaßtern, den er aber auf die beschriebene Weise und

durch den Produktenhandel, obgleich dieser seinem Stande streng untersagt ist, ansehnlich zu vermehren weiß. So war es der Pfarrer von Merizo, der zu einem guten Preise P'Urville's Schiffe mit 50 Schweinen verfuhr.

An diesem äußersten Ende der katholischen Welt erlahmt die Kirchenzucht und ohne irgend eine seiner Pflichten zu erfüllen, genießt der Padre, allen sinnlichen Genüssen ergeben, die Milch und den Honig des Landes.

Die gesunde Luft der Marianen wird gerühmt, und schon mancher Weltumsegler hat durch ihren Genuß seine vom Scharbock entkräftete Mannschaft wieder hergestellt; trotzdem ist der furchtbare Ausfall, der in verschiedenen Formen fast überall in Polynesien vorkommt, auf eine schreckliche Weise hier zu Hause.

Man unterscheidet drei Grade dieses entsetzlichen Uebels. Die erste ist der Fischschuppenausfall (Ichthyosis), der sich allmählig über den ganzen Körper ausbreitend, ihn mit schwarzen hornartigen Borsten überzieht. Die davon ergriffenen Personen scheinen nicht sehr zu leiden, und können alt dabei werden. Wäre dieser Hornschuppenausfall ansteckend, so würde ohne allen Zweifel Niemand ihm entgehen — denn wo gäbe es auf ganz Guajan eine einzige Familie, die nicht wenigstens ein damit behaftetes Mitglied zählte — und alle schlafen gemeinschaftlich im selben engen Gemach auf denselben Matten. Das Uebel wird sich selbst überlassen, und durchaus keine Heilung desselben versucht. Man hatte aus Acapulco den Cassienbaum eingeführt, dessen frische Blätter zerdrückt und eingerieben, eine schnelle Heilung bewirken sollten — aber obgleich gute Erfolge sich zeigten — so wurde das Mittel doch bald gänzlich vernachlässigt und sogar Zwangsmittel zu dessen Benutzung vergebens angeordnet. Nicht anders ging es mit dem Kuhpockenimpfstoff, der 1809 eingeführt wurde, aber schon nach einigen Jahren verloren ging. Es ist immer ein trauriges Zeichen wenn ein Volk sich so ganz gleichgültig und geduldig den Uebeln fügt, welche die Natur über den Menschen verhängt.

Der zweite Grad des Ausfalles ist der sogenannte Pian, ein schreckliches Uebel, welches um sich frist und verstümmelt. Ein Knöpfchen erhebt sich auf der Haut, geht in Eiterung über, die ganze Umgebung wird zu Wunde. Eine Pustel reiht sich an die andere, die Geschwüre vermehren sich, und der Unglückliche geht an der Eiterung zu Grunde. Obgleich weniger verbreitet, als der Fischschuppenausfall, versichert der Naturforscher Duoy während seines Aufenthaltes in Uganian doch wenigstens 50 Menschen gesehen

zu haben, die am Piau litten. Man muß Augenzeuge der schrecklichen dadurch hervorbrachten Verwüstungen gewesen sein — um das peinliche Gefühl des Arztes zu begreifen, wenn er starke junge Leute sieht, welche bereits einige kleine Geschwürchen an sich tragen, und sie keiner Beachtung würdigen. Vergebens warnt er, wo es vielleicht noch möglich wäre dem Uebel Einhalt zu thun — nichts vermag die Unglücklichen ihrer trägen Gleichgültigkeit zu entreißen.

Die schuppige Haut flößt weniger Abscheu und Mitleiden ein, als die ausfällige Pustel, die an und für sich schon widerlich, in noch widerlichere Geschwüre übergeht; kommt man aber zum letzten und äußersten Grade des Ausfalles, zum Sankt Lazarus' Uebel, so muß man an die Betrachtung des menschlichen Elends gewohnt sein, um nicht schauernd zurückzutreten. Menschen ohne Nase, ohne Ohren: hier einer, dessen Mund zur Hälfte der natürlichen Größe zusammengezogen, nur noch als ein faltiges Loch erscheint; dort einer, dem die Füße abgefallen sind, oder dessen Hand nur noch einen unförmlichen Stümmel darbietet: noch weiter keine menschliche Gestalt mehr, die letzte Stufe der körperlichen Ausartung. Oft hat die ganze Haut eine röthliche Farbe und das Gefühl eines brennenden Feuers raubt den Unglücklichen den Schlaf, ihr einziges Labsal. In schmutzigen Lazareten abgefondert, fast aller menschlichen Hülfe entblößt, erwarten sie in stumpfer Ergebung den erlösenden Tod.

Auch der knollige, dürre Ausfall (Elephantiasis) kommt häufig auf Guajan vor. In den Kupfern zu Freycinet's Reisen ist ein Mensch abgebildet, der außer mehreren kopfgroßen Excrescenzen über den ganzen Körper, am Rücken einen Auswuchs trägt, der dem Leibe an Umfang gleich, sackartig fast die Erde berührt. Man hat das so häufige Vorkommen des Ausfalles dem Einfluß der brennenden Sonnenstrahlen, dem Schmutz, oder der mit salzigen Partikelchen geschwängerten Seeluft, dem häufigen Genuß eines dicken Maisbreis zugeschrieben — würde mehr Industrie, mehr Thätigkeit, mehr geistiges Leben in jenem stöckenden Menschensumpf erweckt, so dürften auch wohl jene scheußlichen Hautausartungen sich vermindern.

## Dreißigstes Kapitel.

## T i n i a n.

Anson auf Tinian. — Der rettende Hafen. — Ein irdisches Paradies. — Milchweiße Rinder. — Genüsse und Sorgen. — Eroberung eines Silberschiffs. — Glückliche Heimkehr. — Die Ruinen auf Tinian. — Die Marianen zum Deportationsorte bestimmt. — Ansprüche der Spanier auf die Carolinen.

Wir haben Anson \*) verlassen wie er mit stark verminderter Mannschaft, aber durch den Aufenthalt auf Juan Fernandez neu belebt, am 19. Sept. 1741 mit schwellenden Segeln aus dem rettenden Hafen steuert; wir folgen ihm nun nach der amerikanischen Küste, und von dort nach dem romantischen Tinian am entgegengesetzten Ende des stillen Oceans, wo ein gleich freundliches Schicksal ihn einer ähnlichen Noth entreiszt.

Obgleich sein zusammengeschmolzenes Geschwader ihm nicht mehr erlaubte seine ursprünglichen Entwürfe in ihrer ganzen Größe auszuführen, so nahm er doch die kleine Stadt Payta an der peruanischen Küste mit bewaffneter Hand, und ließ auf die hochmüthige Verweigerung des Capitän-Gouverneurs das Lösegeld zu zahlen, die Magazine und öffentlichen Gebäude in Flammen aufgehen. Die Gefangenen wurden mit der größten Menschlichkeit behandelt, denn Anson hatte alle Eigenschaften, die den Helden zieren. Hierauf begab er sich nach der mexikanischen Küste und kreuzte lange vor dem Hafen von Acapulco, in der Hoffnung die nach Spanien bestimmte Silbergallione auf ihrem Wege nach Manilla aufzufangen. Ihr Nichterscheinen ließ ihn vermuthen der Feind habe seine gefährliche Nähe bemerkt, und so entschloß er sich die Wasserrüsten des großen Oceans zu durchkreuzen, und an dessen jenseitigen Ufern auf das reiche Schiff zu lauern.

Doch ein ungünstiges Gestirn schien wiederum seine Hoffnungen vereiteln zu wollen, denn bald nachdem er die amerikanische Küste verlassen hatte (6. Mai 1742) brach sein alter Feind, der Scharbock, wieder aus, obgleich gutes Wasser reichlich vorhanden war, frisches Fleisch von Schweinen und Hühnern den Kranken gereicht wurde und die ganze Mannschaft häufig Fische genoß. Mehr als sieben Wochen lang herrschten widrige oder

\*) Sechstes Kapitel.

wechselnde Winde, und als in einem furchtbaren Sturme der letzte „Glocester“ den Hauptmast verlor, ward er dem Untergang geweiht und seine Mannschaft dem „Centurion“ einverleibt. So war das stolze Geschwader auf ein einziges Schiff zusammengeschmolzen, dem ebenfalls noch große Prüfungen bevorstanden, denn der Sturm, der dem Gefährten so verderblich gewesen, hatte es weit vom Ziel nach Norden getrieben, und der Scharbock nahm so schrecklich überhand, daß nicht ein einziger Tag mehr verging, an welchem nicht 8, 10 und zuweilen sogar 12 Mann in's Meer — das Grab des Matrosen — versenkt wurden.

Endlich am 25. August erschien die Insel Anatajan, doch kein Ankerplatz lud hier den Seefahrer zum Verweilen ein; man sah sich vielmehr genöthigt vom gefährlichen Ufer wegzusteuern, welches nur die traurige Wahl zwischen Schiffbruch und dem völligen Aussterben durch die mörderische Seuche übrig ließ — und die einzige Hoffnung war nur noch bald, recht bald irgend eine andere der Ladronen aufzufinden, welche die Fremden gastlicher aufnähme. Wie oft wird der Mensch in seinen Hoffnungen getäuscht — diesmal jedoch sollten Anson's Wünsche über alle Erwartung befriedigt werden, denn am 27. August sah er das liebliche Tinian aus den Fluthen steigen. Eine Proa mit einem Spanier und vier Indianern, die am Ufer hinschlich, ward genommen und erfreulich war der Bericht, den man von den Gefangenen vernahm: die Insel war nicht nur unbewohnt, sondern bot alles im Ueberfluß dar, was ein Schiff nur brauchen konnte, denn der spanische Unterofficier, der die willkommene Kunde erzählte, war mit einer kleinen Barke von 15 Tonnen mit 22 Indianern nach Tinian geschickt worden um die verwilderten Kinder zu jagen und deren Fleisch an der Sonne zu trocknen. Die Spanier hatten vor 45 Jahren die Insel entvölkert, wo einst glückliche Menschen gelebt, sie hatten sie den Thieren des Waldes und des Feldes, und der wuchernden Pflanzenfülle einer tropischen Natur überliefert; nun sollte die Einöde, die sie gemacht, ihnen selber zur Strafe werden, ihren Feinden zum erwünschtesten Asyl. Lieblich ist stets der Anblick des Landes, der mütterlichen Erde, dem lange auf dem öden Meer umhergetriebenen Schiffer, lieblich auch das matte Grün einer karglich bewachsenen Flur, denn zauberhaft erhöht die lange Entbehrung die Reize des Entbehrten — wer denn vermöchte die Freude Anson's und seiner Gefährten zu schildern, als plötzlich nach allem, was nur ein Seefahrer auf dem tödtlichen Elemente erleiden ann — sich ihnen ein irdisches Paradies eröffnete.

Denn nicht einer unbebauten, unbewohnten Einöde glich die Landschaft, die sie mit sehnsüchtigen Augen erblickten, sondern weit eher einem prächtigen Park, wo weite Wiesen und stattliche Haine durch die kunstvolle Hand eines Gärtners auf's geschmackvollste geordnet wären. Der etwas sandige Boden, weniger förderlich dem allzuüppigen Wachsthum der Pflanzen, der so häufig die tropische Wildniß unwegsam macht, hatte hier Wiesen und Wald von allem störenden Gestrüpp und wuchernden Unkraut befreit. Das Land stieg in sanften Wellenlinien bis zur Mitte der Insel empor und bildete eine liebliche Abwechslung von blumigen Auen und stattlichen Hainen.

Sogar die Kinder der Insel hatten etwas zierliches, und trugen nicht wenig dazu bei die Reize des romantischen Naturgemäldes zu erhöhen, denn sie waren sämmtlich vollkommen milchweiß bis auf die gewöhnlich schwarzen Ohren, und oft sah man Heerden von mehreren tausenden zugleich auf den weiten Wiesenabhängen grasen. Man hätte sich an die grünen Ufer des classischen Citumnus versezt glauben können, wo die hellfarbigen Opferstiere weideten, nur fehlte auf dem Hügelabhang der schöne Tempel des alten Gottes.

Auch vermifste man die belebende Gegenwart des Menschen, doch das Geschrei und die häufige Erscheinung von Hühnern erweckte die anmüthige Täuschung, als ob die Hütte des Landmanns sich hinter dem Gebüsch versteckte und gab der lachenden Wildniß einen heiteren Charakter.

Damals wurde die Anzahl der auf der Insel grasenden Kinder auf mindestens 10,000 geschätzt, sie waren wenig scheu, und ihr Fleisch äußerst wohlschmeckend und zart. Auch die Hühner schmeckten vortreflich, und da sie nicht weit zu fliegen vermochten, konnte man ihrer so viele fangen als man nur brauchte. Von wilden Schweinen gab es ebenfalls eine Menge, welche die köstlichsten Braten lieferten, da sie aber sehr grimmig waren, mußten sie mit den großen Hunden gejagt werden, welche den bereits erwähnten gelandeten Indianern gehörten. Diese Hunde, die besonders für die Jagd abgerichtet waren, folgten den Engländern sehr willig, aber obgleich von einer starken und muthigen Race, fochten die Ober mit solcher Wuth, daß sie den verwegenen Angriff nicht selten mit dem Tode büßen mußten.

In den Wäldern fand sich eine unglaubliche Menge von Cocosnüssen, Guaven, Orangen, Limonen und Brodfrüchten, die von Anson und seinen Gefährten statt des gewöhnlichen Brodes genossen und diesem allgemein vorgezogen wurden. Außerdem gab es manche köstliche Pflanze, mit schönen

Heilkräften gegen den gräulichen Scharbock begabt; Wassermelonen, kriechender Porzellan, Münze, Sauerampfer, Löffelkraut und Kresse.

Endlich war auch noch Ueberfluß an wildem Geflügel vorhanden, denn zwei kleine Süßwasserseen, die in der Mitte der Insel ihren hellblauen Spiegel ausbreiteten, und deren Ufer so nett und sauber waren, daß sie aussahen als ob sie absichtlich zur Verzierung angelegt worden, wimmelten von Enten, Kricken und Schnepfen. Alle diese Vortheile wurden besonders noch erhöht durch das äußerst gesunde Klima, die erfrischende Seebrise und häufige lustabkühlende Regenschauer, die zwar keine rauschenden Bäche erzeugten, das einzige was der Landschaft fehlte, wohl aber eine Menge Quellen und Brunnen.

Als Anson die Anker auswarf, hatte er nur noch 71 Mann an Bord, die fähig waren aufrecht zu stehen, und von diesen waren sogar die meisten völlig dienstuntauglich. Die am Lande gebliebenen Indianer, durch die Wegnahme des Bootes geängstigt, waren sogleich in die Wälder geflohen; doch ihre Hütten sparten den Engländern viele Mühe und ein am Ufer errichtetes Vorrathshaus, 20 Ellen lang und 15 breit, ward sogleich zur Aufnahme der Kranken verwendet, die 128 an der Zahl dort ein gehöriges Unterkommen fanden. Keiner bewies sich thätiger beim Ausschiffen dieser Armen als Anson selbst, der manchen an's Ufer tragen half. Unglaublich war es wie schnell sie genasen, denn obgleich am Tage der Landung und am folgenden 21 Mann begraben wurden, so starben doch von jener Zeit an nicht mehr als 10 während des ganzen zweimonatlichen Aufenthalts auf der Insel. Namentlich die säuerlichen Gemüse und Kräuter brachten eine so günstige Veränderung hervor, daß schon nach einer Woche fast alle ohne Hülfe wieder gehen konnten.

Die gesunde Luft erweckte einen fabelhaften Appetit, doch hielt die Verdauungskraft der vermehrten Zufuhr so gut die Wage, daß keine Unpäßlichkeit daraus erwuchs, und die geschwächten Invaliden sich zusehends zu kampfbereiten Löwen umgestalteten. Nachdem ich alles Gute, was die Engländer auf Tinian genossen, geschildert, darf ich auch die Unbequemlichkeiten und Sorgen nicht verschweigen, welche jene glücklichen Tage störten. Sie hatten viel von Mosquitos und Zeken, den unleidlichen Insektenplagen der Tropenwelt auszustehen, und der zu gewissen Jahreszeiten unsichere Ankerplatz hätte fast zu ihrem Verderben geführt, denn am 22. September, während Anson und der größte Theil seiner Mannschafft am Land waren, wurde der „Gen-

turion“ in die See getrieben und verschwand bald gänzlich aus dem Gesichtskreis. Man denke sich die Verzweiflung der Zurückgelassenen über eine Catastrophe, die sie vielleicht zur ewigen Verbannung verurtheilte, oder fast wehrlos ihren Feinden überlieferte; die stets abnehmende Hoffnung, als Tag auf Tag verging, ohne daß das erwünschte Segel am Horizont erschien; man denke sich aber auch ihre Freude als am 11. October der weit weg verschlagene „Centurion“ am Meeresfaum wieder auftauchte, und mit ihm die schönsten Aussichten auf Ruhm und Vaterland!

Lebe wohl Tinian! mit dankbarem Herzen sagen dir am 22. October Anson und seine Helden Lebewohl! Noch oft in fernen Welttheilen werden sie deiner grünen Fluren gedenken, doch jetzt lichten sie freudigen Herzens die Anker, denn so gern der Seemann nach langer Meeresfahrt die feste Erde betritt, so sehr sehnt er sich nach kurzer Rast wieder nach dem hin und herwogenden Gebiete zurück, welches durch Leiden und Kämpfe und die Gewohnheit eines ganzen Lebens ihm zur eigentlichen Heimath geworden.

Nachdem er in Macao sein schadhaftes Schiff ausgebessert und seine Mannschaft durch einigen Zuwachs verstärkt hatte, kreuzte Anson über einen Monat am Cap Espiritu Santo, um die Manilla Gallionen aufzufangen. Er hatte erfahren, daß es starke Schiffe seien, jedes von 44 Kanonen und mit mehr als 500 Mann an Bord, doch obgleich er erwarten durfte, daß beide zugleich ankommen würden und er selbst nur 227 Mann hatte, hielt ihn doch die Ueberlegenheit des Feindes nicht ab, ihm auf's eifrigste nachzuspüren.

Endlich am 2. Juli 1743 erschien die Gallione „Nuestra Señora de Cabadongo“ und bald entspann sich ein wüthendes Gefecht. Wohl feuerten die Spanier eine Breitseite nach der andern in den „Centurion“ hinein, daß die alten Rippen ihm krachten, aber noch besser trafen die englischen Kugeln; wohl schossen ihre Schützen vom Mastkorb herab, aber die britischen Büchsen setzten das Verdeck, und Castilien mußte diesmal wieder wie so oft zuvor, die Flagge vor dem stolzen Albion streichen.

Man denke sich die Freude, — doch mitten im Triumph flüstert der Lieutenant, der sich Anson mit Glückwünschen zu seiner Prise nähert, ihm in's Ohr, daß ein gefährliches Feuer in der Nähe der Pulverkammer ausgebrochen sei. Ohne eine Miene zu verziehen, und sich wohl hütend seine Leute zu erschrecken, gibt der Commodore die nothwendigen Befehle zum Löschen, welches auch bald gelingt, obgleich anfangs das schlimmste zu befürchten stand.

Die Gallione hatte 1,313,843 Dollars und 35,682 Unzen Silberbarren an Bord, so daß ihr Werth sich auf nicht viel weniger als 400,000 Pfund Sterling belief, eine ungeheure Summe, namentlich für die damalige Zeit, wo das Geld noch so viel höher im Werthe stand als jetzt. Die Hälfte davon fiel dem glücklichen Befehlshaber zu, die andere wurde unter die Officiere und die Mannschaft je nach dem Range vertheilt. Das Glück, welches Anson bisher so hart auf die Probe gestellt hatte, schien ihn von nun an eben so entschieden begünstigen zu wollen, denn auf der Rückreise um das Cap der guten Hoffnung, segelte er mit seiner Flotte vom Nebel begünstigt mitten durch die im Canal kreuzende französische Flotte und landete im Juni 1744 in Spithead. Seine thatenreiche Weltumsegelung ist ein glänzender Beleg zur bedeutenden Wahrheit, daß, obgleich Vorsicht, Muth und Ausdauer den Verfolgungen eines feindlichen Geschicks durchaus nicht immer entgehen können, sie dennoch auf die Dauer sich gewöhnlich siegreich über die Macht der launenhaften Glücksgöttin erheben und nur selten das angestrebte Ziel verfehlen.

Die Siegeslaufbahn des englischen Seehelden hat uns weit weg von Tintian verschlagen, wohin die Betrachtung einiger höchst interessanter Ruinen uns zurückruft. Etwa eine Meilenge vom Ufer sieht man die Ueberreste eines Gebäudes, welche eher die Vergangenheit einer civilisirten Nation als eines wilden Volkstammes verkünden: 10 pyramidalische Säulen, merkwürdig durch ihre Größe und die Regelmäßigkeit ihrer Stellung, 7 noch aufrecht, 3 auf den Boden hingestreckt. Sie bilden zwei Reihen, und stehen in jeder ungefähr 6 Fuß von einander, während der doppelte Raum die Mitte des Säulenganges einnimmt. Die Säulen ruhen auf viereckigen Pedimenten, haben einen Umfang von 5 Fuß an der Basis und sind etwa 13 Fuß hoch: auf der Spitze trägt jede eine Halbkugel mit der flachen Seite nach oben. Sie sind aus Stein und Sand zusammengefittet und mit einer Art Mörtel übertüncht, noch immer genau wie Anson sie beschreibt, doch nach hundert Jahren geben die zahlreichen Gewächse, deren Wurzeln in die Fugen des Gesteins gedrungen sind, und welche das Ganze mit einem grünen Mantel bedecken, diesen Denkmälern der Vorzeit ein ganz anderes Aussehen wie damals. Nicht weit davon steht man noch viele andere ähnliche Ruinen, doch sind die Säulen bei weitem kleiner. An einer Stelle bilden letztere einen 200 Klafter langen Gang. Auf den Bergen, in den Ebenen, mit einem Wort, wohin man die Schritte nur wendet, findet man überall eine

Menge ähnlicher Ueberreste, welche den augenscheinlichsten Beweis von der Größe der ehemaligen Bevölkerung liefern. Die Säulen dienten offenbar zum Tragen eines Daches, unter welchem eine Familie wohnte, oder die Gemeinde sich versammelte, oder auch wohl, wie man es jetzt noch auf Tonga und anderwärts sieht, die Piroge, das kostbarste Eigenthum eines Schiffervolkes vor den verderblichen Einflüssen der Witterung geschützt lag.

Die Insel soll 30,000 Einwohner gehabt haben, ehe Spaniens fluchbeladenes Banner sich dort entfaltete; als das Kreuz den Antisdienst auf den Marianen verdrängte, ward es zur menschenleeren Wüste, und erst in neuerer Zeit haben wieder einige Amerikaner und Hawaier sich dort angesiedelt um den selten einlaufenden Walfänger mit Proviant zu versehen.

Seit 1856 sind die Marianen zum Deportationsort für Verbrecher bestimmt worden.

Schließlich sei noch erwähnt, daß neuerdings die bescheidenen Spanier auf ganz Micronesien von den Palaos bis zu den Marshall- und Gilbert Gruppen Anspruch machen. Als Rechtsgründe geben sie die Nachbarschaft ihrer Kolonien (Philippinen und Marianen) an, die erste Entdeckung, und weil zu wiederholten Malen von den Philippinen verunglückte Befehlungsveruche dorthin gemacht wurden. Nach den Proben ihrer Regierungskunst die sie auf den Marianen abgelegt, wollen wir indessen hoffen, daß sie diese letzteren weit eher verlieren als jemals ihre lächerlichen Ansprüche auf die kleine Carolinische Inselwelt verwirklichen werden.

---

#### Vierunddreißigstes Kapitel.

### Die Bonin Inseln.

---

Lütke auf Bonin. — Ein echter deutscher Robinson. — Romantische Einsiedelei. — Gastliche Bewirthung. — Thier- und Pflanzenwelt. — Furchtbare Stürme. — Die kleine Kolonie. — Gegenwart und Zukunft.

---

Auf seinen Fahrten durch den weiten Ocean ein ganz unerwartetes Paradies zu finden; die üppigste, noch von keinem Seefahrer beschriebene Wald-